Allitera Verlag

edition monacensia
Herausgeber: Monacensia
Literatuarchiv und Bibliothek
Dr. Elisabeth Tworek

Eva-Maria Herbertz, 1947 in Oberhausen/Nordrhein-Westfalen geboren, studierte Germanistik und Geschichte in München, unterrichtete einige Jahre Deutsch und Geschichte und lebt seit 1982 in Feldafing am Starnberger See. Sie schrieb zahlreiche Kurzbiografien namhafter Künstler/Innen, die von Münchner Tageszeitungen veröffentlicht wurden. In der *edition monacensia* sind von ihr bereits »›Der heimliche König von Schwabylon‹. Der Graphiker und Sammler Rolf von Hoerschelmann in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten« (2005) und »Leben in seinem Schatten. Frauen berühmter Künstler« (2009) erschienen.

Eva-Maria Herbertz

»Das Leben hat mich gelebt«

Die Biografie der Renée-Marie Hausenstein

Münchner Stadtbibliothek
Monacensia
Literaturarchiv und Bibliothek

Allitera Verlag

Weitere Informationen über den Verlag und sein Programm unter:
www.allitera.de

Alle Bilder wurden freundlicherweise zur Verfügung gestellt von
Renée-Marie und Kenneth Croose Parry.

Mai 2012
Allitera Verlag
Ein Verlag der Buch&media GmbH, München
© 2012 Monacensia Literaturarchiv und Bibliothek
Leitung: Dr. Elisabeth Tworek
und Buch&media GmbH, München
Umschlaggestaltung: Kay Fretwurst, Freienbrink unter Verwendung der Fotografie »Renée-Marie und Wilhelm Hausenstein in der Residenz des Botschafters in der Rue de la Faisanderie, Paris, Herbst 1952«
Herstellung: Books on Demand GmbH, Norderstedt
Printed in Germany · ISBN 978-3-86906-172-6

Inhalt

1936 7
1937 24
1938–1939 29
1940 31
1941 35
1942 47
1943 73
1944 104
1945 110
1946 124
1947 139
1948 144
1949 149
1950 158
1951 160
1953 161
1954–1955 164
1956–1957 170
1958–1962 172
1962–2012 175

Literaturverzeichnis 193
Biografische Daten zu Renée-Marie Hausenstein 197

1936

Dienstag, 14. Juli 1936. Eben hat die Glocke zur großen Unterrichtspause geläutet, und die Schülerinnen im Tutzinger Lyzeum der Missions-Benediktinerinnen drängen hinaus. Es ist angenehm warm und die Mädchen schlendern über den sonnigen Pausenhof oder stehen in kleinen Gruppen beieinander. Dabei lassen sie sich die von den Schwestern ausgeteilten dicken braunen Brotscheiben mit selbst gemachter Himbeermarmelade schmecken. Renée-Marie und ihre Klassenkameradinnen freuen sich auf das Unterrichtsende, denn bei dem herrlichen Wetter hoffen sie, den Nachmittag am See verbringen zu können. Das Mädchen, das sie nur vom Sehen kennt, bemerkt Renée-Marie erst, als es schon vor ihr steht. Es starrt sie an, verzieht den Mund, spuckt vor ihr aus und schreit: *Pfui! Du Judenweib!*

Die 14-jährige Renée-Marie Hausenstein 1936 in Tutzing.

Margot Hausenstein in den 1930er-Jahren.

Renée-Marie hat das Gefühl, dass es im Pausenhof ganz still geworden ist und alle sie ansehen. Sie steht regungslos da, gibt sich einen Ruck, macht auf dem Absatz kehrt und rennt los, hetzt am benachbarten Hotel »Simson« vorbei, die Bahnhofstraße entlang und den Steilhang zum Buchenhaus hinauf. Ihr Herz hämmert, und ihre Gedanken überschlagen sich. Jüdin, Jüdin! Sie soll eine Jüdin sein? Das stimmt doch gar nicht. Das wüsste sie doch. Wie kommt das Mädchen dazu, sie so zu beschimpfen?

Wie alle sie angeguckt haben, und keiner hat etwas gesagt. Was können andere wissen und nur sie nicht? Ihr fallen die Blicke von Vorübergehenden ein, wenn sie mit ihrer Mutter durch den Ort geht. Blicke, die ihr manchmal richtig peinlich sind. Ihre immer elegant gekleidete Mutter sieht ja auch so ganz anders aus als die meisten Frauen im Dorf. Sie hat mahagonirotes Haar, das wie eine knappe Mütze am Kopf anliegt, und sie schminkt sich. Renée-Marie stürmt ins Haus, ruft nach ihren Eltern und bricht in lautes Weinen aus.

Wilhelm und Margot Hausenstein können ihre Tochter kaum beruhigen. Sie will nicht mehr in die Schule gehen. Die Eltern müssen ihr versprechen, noch am Nachmittag die Schwester Oberin aufzusuchen. Dass so etwas geschehen könnte, noch dazu im Lyzeum der Benediktinerinnen, haben sie nicht für möglich gehalten. Renée-Marie sollte unbeschwert aufwachsen, war ihr Wunsch und mit ein Grund gewesen, weshalb sie 1932 das politisch unruhige München verlassen und nach Tutzing gezogen waren.

Den Starnberger See hatte Wilhelm Hausenstein bereits 1903 während seiner Studienzeit in München für sich entdeckt und seit 1921 zunächst mit Margot und dann auch mit Renée-Marie regelmäßig die Sommermonate in Tutzing verlebt. 1929 durfte die Siebenjährige sogar bei der *Tutzinger Fischerhochzeit* mitwirken.

Immer waren Hausensteins im renommierten Hotel »Simson« abgestiegen, das sie wegen seiner ruhigen Lage, der familiären Atmosphäre und guten Küche sehr schätzten. Wilhelm Hausenstein hatte sich die meist monatelangen Hotelaufenthalte damals leisten können, stand er doch mit seinen mehr als 50 veröffentlichten Kunst- und Reisebüchern auf dem Gipfel seines Ruhms. Sein 50. Geburtstag, zu dem Thomas Mann und Karl Vossler, Professor für Romanistik an der Universität München, eingeladen hatten, war 1932 mit einem großen Festbankett im Münchner Hotel »Vier Jahreszeiten« gefeiert worden. Unmittelbar danach waren Hausensteins umgezogen. Die Entscheidung, der Stadt den Rücken zu kehren, war ihnen leicht gemacht worden durch das Angebot, in Tutzing das Haus der Familie von Hofacker [heute: Am Höhenberg 15] mieten zu können. Das herrlich gelegene Buchenhaus, benannt nach einer mächtigen Buche inmitten eines waldartigen Gartens, bietet einen großartigen Blick über den See und ins Gebirge.

Möglicherweise hat Hausenstein damals nicht gewusst, dass auch am Starnberger See die Nationalsozialisten und ihre Anhängerschaft sich etabliert hatten, oder aber er ließ sich davon nicht abhalten. Bereits im

Renée-Marie , sieben Jahre alt, mit »ihrer« Gusti Wagner (vorne an der Brüstung) bei der *Fischerhochzeit* 1929 in Tutzing auf dem Balkon vom »Guggerhaus« .

August 1920 war in Starnberg eine Ortsgruppe der NSDAP gegründet worden, nach München und Rosenheim die dritte in Bayern. Sie war nach dem gescheiterten Putschversuch vom 9. November 1923 zwar verboten, aber am 9. Mai 1925 erneut gegründet worden. Bei der Reichstagswahl im September 1930 war die NSDAP mit 777 Stimmen nach der Bayerischen Volkspartei mit 791 Stimmen zweitstärkste Partei in Starnberg geworden. 1933 wurde der NSDAP-Reichstagsabgeordnete Franz Buchner Bürgermeister von Starnberg, der fünf Jahre später für seine unsägliche Propagandadichtung »Kamerad! Halt aus!« mit dem »Dichterpreis der Hauptstadt der Bewegung« ausgezeichnet werden sollte. Wahrscheinlich war 1933 auch auf sein Betreiben der Stadtratsbeschluss ergangen, der Juden das Betreten des städtischen Strandbads in Starnberg verbot. Die Begründung lautete, dass *in vielen Orten das aufdringliche Benehmen der Juden in öffentlichen Bädern zu einer wahren Landplage für die dort Erfrischung suchenden deutschen Volks-*

genossen geworden sei. Sehr deutlich war dann am 13. August 1935 im »Land- und Seeboten« zu lesen: *Juden im Oberland unerwünscht.* Eine Volkszählung im November 1935 ergab, dass von den 5189 Bewohnern Starnbergs noch zwölf Personen als *israelitisch* registriert wurden. Drei Jahre später war die Kreisstadt praktisch schon »judenfrei«.

Vor dem, was ihre Tochter an diesem Vormittag erlebt hat, wollten Wilhelm und Margot Hausenstein sie schützen. Nun ist der 14-Jährigen auf solch eine abscheuliche Art und Weise beigebracht worden, was sie ihr verschwiegen haben. Mit einer Mischung aus Entsetzen und Ungläubigkeit sieht Renée-Marie ihren Vater an, als er ihr erklärt, dass ihre Mutter Jüdin ist. Sie sei zwar keine gläubige Jüdin, die Gebote und Verbote einhalte, gelte aber auf Grund ihrer Abstammung nach den seit einem Jahr bestehenden Rassegesetzen als »Volljüdin« und Renée-Marie, obwohl katholisch getauft und katholisch erzogen, als »Halbjüdin« beziehungsweise »Mischling ersten Grades«, weil sie einen jüdischen Elternteil und jüdische Großeltern habe.

Ihren Großvater Max Maurice Kohn, Ingenieur von Beruf und Globetrotter aus Leidenschaft, hat Renée-Marie nicht mehr kennengelernt. Er starb bereits 1898, als ihre Mutter Margot acht Jahre alt war. Die Großmutter Gabrielle, die sie mit den Eltern schon in Belgien besucht hat, ist eine Tochter von Viola Béchoff und Isaak Rülf, einem frühen Anhänger der Chibbat Zion. Rülf war lange Zeit als Rabbiner im ostpreußischen Memel tätig gewesen und hatte als jüdischer Politiker Hilfswerke für russische Juden und Emigranten organisiert, was ihm den Beinamen »Dr. Huelf« einbrachte. Außerdem arbeitete er als Redakteur bei der politischen Tageszeitung »Memeler Dampfboot« und hinterließ ein bedeutendes philosophisches Werk, fünf Bände zum »System einer Neuen Metaphysik«.

Margot, mit vollem Namen Alice Marguerite Kohn, wurde am 3. September 1890 in Brüssel geboren. Sie wuchs nach dem frühen Tod des Vaters mit ihrem Bruder Alfred bei der Mutter in einem liberalen jüdischen Umfeld auf. Musik und Literatur standen im Mittelpunkt ihrer Erziehung. Die Erzählungen der Mutter von den Reisen des Vaters nach Afrika weckten schon früh in ihr den Wunsch, auch einmal fremde Länder kennenzulernen. Von 1899 bis 1907 besuchte Margot das »Institut Supérieur pour Demoiselles«, eine höhere Mädchenschule. Nach ihrem Schulabschluss lebte sie zeitweise in Paris bei ihrer Tante Marguerite Béchoff, einer für die damalige Zeit sehr mondänen Frau, deren Lebens-

stil sich Margot zum Vorbild nahm. 1914 heiratete sie ihren Jugendfreund Richard Lipper, der seit Kriegsausbruch in der belgischen Armee kämpfte. 1916 begegnete die 26-jährige Margot auf einem Gartenfest in Brüssel dem 34-jährigen Wilhelm Hausenstein. *Verliebtheit gegenseitig,* schrieb Margot kurz und bündig in einem handschriftlichen Lebenslauf. Sie nennt Wilhelm – in ihrer Muttersprache »Guillaume« – zeitlebens »Gilles«. Von Anfang an habe er sie an den melancholischen Pierrot von Jean Antoine Watteaus »Bildnis Gilles« erinnert.

Wilhelm Hausenstein wurde am 17. Juni 1882 in Hornberg im badischen Schwarzwald geboren. Sein Vater Wilhelm, großherzoglicher Steuerkommissar und katholischen Glaubens, verstarb bereits 1891, da war Wilhelm gerade einmal neun Jahre alt. Er wurde nach der Konfession seiner Mutter Clara, Tochter des Bärenwirts Gustav Gottlob Baumann, protestantisch getauft. Die Unterschiedlichkeit der Bekenntnisse seiner Vorfahren – auch seine Großeltern waren unterschiedlicher Konfession – empfand er nach eigener Aussage als eine *verwirrende* Mitgift. Eines Tages würde er sich entschließen, dessen war er sich gewiss, *die Frage nach dem religiösen Bekenntnis für seine Person aufs neue zu erheben.* Sein Studium der Philosophie, klassischen Philologie und Geschichte in Heidelberg und Tübingen, mit einem Zwischenspiel in der evangelischen Theologie, schloss er 1905 in München mit Promotion »summa cum laude« bei dem Historiker Karl Theodor von Heigel über »Die Wiedervereinigung Regensburgs mit Bayern im Jahre 1810« ab. Heigel vermittelte dem jungen, was seine weitere Laufbahn anbelangte, noch unentschiedenen Doktor im Frühjahr 1906 eine Stelle in Paris als Vorleser bei der ehemaligen Königin Marie-Sophie von Neapel-Sizilien, der Gemahlin von Franz II. und Schwester der Kaiserin Elisabeth von Österreich. Zu Hausensteins Funktionen gehörte, täglich Ihrer Majestät eine Dreiviertelstunde vorzulesen, sie auf ihren Spaziergängen zu begleiten und *ihr zu helfen*, *Gefrorenes zu verzehren – bei freier Station* in ihrer Villa Hamilton am Boulevard Maillot (No. 94) in Neuilly-sur-Seine und einem monatlichen *traitement von 150 frcs.* Lang hielten es die alte Königin und er nicht miteinander aus. Nach einem halben Jahr kehrte er nach München zurück, widmete sich der freien Schriftstellerei und engagierte sich in der Arbeiterbildungsgesellschaft »Vorwärts«. 1907 trat Hausenstein in die SPD ein und wurde nach eigener Aussage *ein militantes Mitglied der Sozialdemokratischen Partei.* Unter dem Einfluss des Kunstschriftstellers Julius Meier-Graefe und von Professor Karl Voll nahm er ein kunsthistorisches Studium auf. 1919 kündigte er seine Mitgliedschaft in der SPD, *aus Mangel an innerer Überzeugung mit*

dieser Partei, wie er in einem Brief vom 18. November 1933 Hans Carossa erklärt. Der Dichter und Arzt hatte einige Jahre zuvor Hausenstein das Leben gerettet, als dieser *noch im 47. Jahr die Masern kriegte, mit ganz argen Komplikationen.* Seitdem habe er, fügt Hausenstein hinzu, *ohne alle politische Zugehörigkeit* gelebt, und bittet Carossa in jenem Schreiben nachträglich um *Entlastung*, da er ihn auf dem Anmeldeformular für den neuen Reichsverband deutscher Schriftsteller *als eventuelle »Referenz«* benannt habe.

Bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs wurde Hausenstein dem Zivildienst zugeteilt. Nach einem gesundheitlichen Zusammenbruch während seiner militärischen Ausbildungszeit in Cannstatt und der vorzeitigen Entlassung im Jahr 1903 war er vom Militärdienst freigestellt worden. Auf Grund einer 1915 publizierten kulturgeschichtlichen und wirtschaftspolitischen Abhandlung galt er als guter Kenner Belgiens, und man schickte ihn 1916 zur Militärbehörde nach Brüssel, wo er am 15. Januar die Stelle eines Redakteurs bei der von Anton Kippenberg gegründeten deutsch-belgischen Monatszeitschrift »Belfried« antrat. Es heißt, zum Zeitpunkt seiner Begegnung mit Margot habe sich seine 1908 geschlossene Ehe mit der aus Bremen stammenden Marga Schroeder bereits in Auflösung befunden. Richard Lipper, Margots Ehemann, erlitt im Kampf gegen die Deutschen in Nordfrankreich schwerste Verbrennungen, an denen er am 22. November 1916 in einem Lazarett im belgischen La Panne verstarb.

Nach Beendigung seines Dienstes in Brüssel ging Wilhelm Hausenstein Ende Oktober 1917 nach München zurück, begann bei den »Münchner Neuesten Nachrichten« und wurde gleichzeitig freier Mitarbeiter der »Frankfurter Zeitung«. Margot brach mit ihrer Familie, für die Wilhelm Hausenstein ein verabscheuungswürdiger »boche« war, und folgte ihm nach München. Im November 1918 ließ sich Wilhelm Hausenstein von seiner Ehefrau Marga scheiden, und am 5. Mai 1919 heiratete er Margot. Ihre Trauzeugen waren Emil Preetorius, Bühnenbildner und Zeichner, und Rainer Maria Rilke, dem Wilhelm Hausenstein seit 1914 freundschaftlich verbunden ist. An *Fehlern, Irrwegen, Unglück*, schreibt Hausenstein 30 Jahre später an Renée-Marie, wäre ihm vieles erspart geblieben, hätte er Margot früher kennengelernt. Sie habe ihn in seiner Arbeit durch ihre *wohltätig disziplinierende Kraft* gefördert und ihm geholfen, *die scheußlichen Hitler-Jahre zu überstehen.*

Rainer Maria Rilke, den sie bald nach ihrer Ankunft kennenlernte, *half der jungen Frau,* so Margot in dem bereits erwähnten Lebenslauf, *über das Einleben in ein verarmtes, dürftiges, verhungertes München.*

Rilke habe sie des Öfteren abgeholt und sie seien im Nymphenburger Park spazieren gegangen. Er habe ihr französische Gedichte vorgelesen und sei einfach *zauberhaft* gewesen.

Von 1920 bis 1921 wohnten Wilhelm und Margot Hausenstein am Odeonsplatz 1, Arkaden 12, *täglich des Blicks auf Schloß und Hofgarten teilhaftig,* mit der unter ihrem Schlafzimmer sitzenden bronzenen Loreley von Ludwig von Schwanthaler.

Am 3. Februar 1922, *einem föhnigen und stürmischen Februarabend*, kommt in der Montgelasstraße 8 ihre Tochter zur Welt, mit der Nabelschnur um den Hals, weshalb der halb russische, halb französische Hausarzt Dr. Faltin ausgerufen haben soll: *O – la coquette! Elle a un collier autour du cou!* [Oh, wie kokett sie ist! Sie trägt ein Collier um den Hals!] Die Eltern geben ihr nach Rilke den Vornamen Renée-Marie.

Renée-Marie wird katholisch getauft. Vielleicht hielt Hausenstein dies für sinnvoll, da man in Bayern lebte. Oder traf er, der mit der eigenen Konversion noch zögerte, vorsorglich diese Entscheidung für seine Tochter? Taufpaten sind Hausensteins Redaktionskollege und Freund Benno Reifenberg und Elisabeth Wolff, Ehefrau des Verlegers Kurt Wolff. 1921 hatte Kurt Wolff Wilhelm Hausensteins »Kairuan oder eine Geschichte

Das Geburtshaus von Renée-Marie in der Montgelasstraße 8 in Bogenhausen.

vom Maler Klee und von der Kunst dieses Zeitalters« herausgegeben. Renée-Marie ist ein auffallend hübsches kleines Mädchen mit den dunklen, lebhaften Augen der Mutter und dem vollen, weichen Mund des Vaters. Sie bringt Margot die Aussöhnung mit ihrer Mutter und den Verwandten in Belgien.

Renée-Marie, zwei Jahre alt, auf dem Arm ihres Vaters Wilhelm Hausenstein. Im Hintergrund der Kirchturm von St. Georg in Bogenhausen. ▶

Mit Großmutter Clara Hausenstein, 1924. ◢

▼ Renée-Marie, vier Jahre alt, Februar 1926.

Bis zu jenem traumatischen Erlebnis in der Schule, sagt Renée-Marie, sei sie *in einem Kokon aufgewachsen* und habe in *einer glückseligen Ahnungslosigkeit* gelebt. Ihre ersten zehn Lebensjahre verbringt sie mit den Eltern in München, unterbrochen von den langen Sommeraufenthalten in Tutzing. Erst wohnen sie in der Montgelasstraße 8 und danach in der Ohmstraße 20, wo in der benachbarten Königinstraße die mit ihnen befreundete Familie des Antiquars Dr. Erwin Rosenthal lebt, deren jüngster Sohn Bernard einer ihrer Spielkameraden ist. Niemals wird vor Renée-Marie erwähnt, dass Rosenthals Juden sind.

Als Renée-Marie mit den Eltern nach Tutzing zieht, freut sie sich. Dort lebt Gusti Wagner, die sich bereits während der Sommeraufenthalte im Hotel »Simson« immer um sie gekümmert hat. Die junge Tutzingerin, die sich in der katholischen Pfarrjugend engagiert und später für das Rote Kreuz arbeiten wird, hat dem Stadtkind auf ausgedehnten Spaziergängen die Augen für die Schönheiten der Landschaft und Natur am Starnberger See geöffnet. Wenn Wilhelm und Margot Hausenstein auf Reisen oder anderweitig beschäftigt sind, ist die warmherzige Gusti für Renée-Marie da, der sich die Heranwachsende ohne Scheu anvertraut. In den ersten Jahren in Tutzing habe Gusti *Stabilität in ihr Leben* gebracht und ihr *emotionale Sicherheit* gegeben.

Wie ahnungslos Renée-Marie bis zu ihrem 14. Lebensjahr und jenem Erlebnis im Schulhof gewesen ist und dementsprechend unbefangen, zeigt eine Episode, die sich 1934 abgespielt hat. Regelmäßig seit 1921 besuchen Hausensteins die Vorstellungen im Zirkus Krone. An jenem Tag im Jahr 1934 nehmen Frieda und Carl Krone nach einer wie gewöhnlich herzlichen Begrüßung die zwölfjährige Renée-Marie und ihre Eltern beiseite und vertrauen ihnen an, dass Hitler der Vorstellung inkognito beiwohnen werde. Sie entschuldigen sich, die ansonsten für sie reservierte Box dem Führer und Reichskanzler geben zu müssen, und begleiten Hausensteins anschließend zu Plätzen unmittelbar vor der besagten Box. Der Vater ermahnt Renée-Marie ohne weitere Erklärung, sich während der Vorstellung keinesfalls umzudrehen. Natürlich macht sie dieses Verbot erst recht neugierig auf diesen ihr unbekannten Mann, dem sie ihre angestammten Plätze überlassen müssen. Nachdem sie mitbekommen hat, wie kurz vor Beginn der Vorstellung geräuschvoll hinter ihnen die Box belegt worden ist, wartet sie voller Ungeduld ab, bis sie sich von ihren Eltern unbeobachtet fühlt. Vorsichtig dreht sie den Kopf. Hitler habe offenbar ihren verstohlenen Blick bemerkt und mit einem amüsierten und freundlichen Lächeln reagiert. Der für

seine Kinderfreundlichkeit bekannte Hitler habe ja nicht geahnt, *dass das hübsche Kind vor ihm eine Halbjüdin und in seinem eigenen Vokabular ein zu verabscheuender Mischling ersten Grades* war. Nach der Zirkusvorstellung kann Renée-Marie es sich nicht verkneifen, etwas auftrumpfend zu bemerken, wie freundlich dieser Hitler doch zu sein scheine, da er sie so nett angelächelt habe. Ihre Eltern hätten nichts dazu gesagt. In ihrer Gegenwart sei nie über Politik gesprochen worden. Auch wegen des Hauspersonals hätten sie sich wohl sehr vorgesehen.

Nun erfährt Renée-Marie nach und nach, was ihre Familie bedroht und die Eltern ihr verschwiegen haben.

Im Frühjahr 1933 war Renée-Marie enttäuscht gewesen und hatte nicht verstehen können, warum die Eltern eine Griechenlandreise, die sie zur Vorbereitung von Hausensteins Buch »Das Land der Griechen« unternahmen, noch verlängerten. Jetzt hört sie, dass Wilhelm und Margot Hausenstein damals von Freunden über eine erste Verhaftungswelle in München informiert und gewarnt worden waren. Nach der Anordnung zum Boykott jüdischer Geschäfte und Arztpraxen waren 280 Juden in »Schutzhaft« genommen worden. Allein bis Oktober 1933 wurden insgesamt 14 214 Menschen ins Konzentrationslager Dachau gesperrt, 10 295 von ihnen wieder entlassen, zwischen 2200 und 2600 ständig dort fest gehalten. Hausenstein sagt seiner Tochter auch, dass die nationalsozialistische Regierung bereits seit einem Jahr gegen ihn mit beruflichen Repressalien vorgeht. Am

Renée-Marie, elf Jahre, 1933.

14. April 1933 hatten ihm auf Weisung der Münchner Staatspolizei die »Münchner Neuesten Nachrichten«, deren Redaktionsverband er seit 1929 angehörte und deren Verlag seine Bücher herausgegeben hatte, fristlos gekündigt. Er hatte Glück, denn die »Frankfurter Zeitung« machte ihn 1934 zum Schriftleiter des Literaturblatts und der Frauenbeilage. Als »liberales« Aushängeschild des nationalsozialistischen Regimes wurde die auch im Ausland als publizistischer Repräsentant Deutschlands angesehene »Frankfurter Zeitung« weiterhin geduldet. Mit ihren zum Teil kritischen Artikeln sollte der Eindruck einer angeblichen Pressefreiheit in Deutschland aufrechterhalten werden. Diese Sonderstellung bedeutete allerdings für die Redakteure, täglich einen Balanceakt zu vollziehen, wie man Hunderten von Briefen des überaus korrekten Hausenstein an Verfasser von Artikeln und Beiträgen entnehmen kann. So bittet er beispielsweise in einem Schreiben vom 16. Juli 1936 inständig den Schriftsteller W. E. Süskind, dessen Text er gerade redigiert, ihm zu glauben. Er wüsste genau, *was in der Tageszeitung möglich ist, – und gerade in der Frankfurter, die, wie ich Ihnen schon einmal geschrieben zu haben glaube, von den zahlreichen Übelwollenden auf jede anfechtbare Nuance mit der Lupe gelesen wird.*

Von dem, was der Vater an jenem Vormittag ihr zu erklären versucht, erreicht Renée-Marie in ihrem aufgewühlten Zustand und setzt sich bei ihr fest, dass ihre Mutter Jüdin ist, dass sie als Tochter deshalb angegriffen werden kann, weil es Gesetze gibt, die den anderen Recht geben, und dass es für sie alle besser ist, wenn sie den Mund hält. Alles bricht auseinander. Nichts stimmt mehr von dem, was gestern noch richtig gewesen ist. Das will ihr nicht in den Kopf und macht ihr Angst. Wenig später, bei einer vielleicht ganz harmlosen Begebenheit, zeigt sich, wie zutiefst verunsichert sie ist. Ein Tutzinger Sommergast, dem Renée-Marie auf dem Weg zum Südbad schon einige Male begegnet ist, hält sie eines Tages unversehens an und fragt, ob sie die Tochter von Wilhelm Hausenstein sei. Ja, und ob sie denn die Tochter seiner ersten oder seiner jetzigen Frau wäre. Sofort überfällt sie Panik. *Seiner jetzigen Frau*, stößt sie hervor und rennt davon.

Nach dem Vorfall in der Schule hält Wilhelm Hausenstein es für besser, fortan Renée-Marie nichts mehr zu verheimlichen. Um sie zur Vorsicht gegenüber anderen Leuten und größeren Zurückhaltung anzuhalten, muss ihr der Ernst der Situation klar sein. So erfährt sie, dass noch im selben Jahr auf ihren Vater mit weiteren Repressalien Druck ausgeübt wird. Am 18. November 1936 teilt ihm die »Deutsche

Buchgemeinschaft« mit, dass sie seine 1928 publizierte Kunstgeschichte in Zukunft nicht mehr ausliefern könne. Zwei Jahre später wird das Werk auf Anweisung des Propagandaministeriums verboten und der beträchtliche Bestand an Restexemplaren eingestampft, nachdem Hausenstein sich geweigert hat, *Namen wie Liebermann, Pissaro, Israels usw. zu streichen, »halbjüdische« Namen wie Hildebrand, Marées zu bagatellisieren*. Am 24. November 1936 wird Hausenstein aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen, weil man ihn nicht für geeignet hält, *durch schriftstellerische Veröffentlichungen* […] *auf die geistige und kulturelle Entwicklung der Nation Einfluß zu nehmen.* Eine schriftstellerische Betätigung, genauer die Herausgabe von Buchwerken, wird ihm künftig untersagt.

Wahrscheinlich war Hausenstein damals nicht bekannt, dass der Präsident der Reichsschrifttumskammer und der Deutschen Akademie der Dichtung, der ursprünglich expressionistische Dichter Hanns Johst, nicht weit von ihnen lebte, sozusagen in Sichtweite am gegenüberliegenden Seeufer in Oberallmannshausen in einer Villa am Zieglerweg 15, und enge Beziehungen zu Himmler pflegte. Erfahren haben müsste er hingegen entweder aus der Ortspresse, dem »Land- und Seeboten«, oder von Freunden in Feldafing, dass in der Nachbargemeinde am 21. April 1934 eine Elite- und Musterschule, die »Reichsschule der NSDAP«, von SA-Chef Ernst Röhm feierlich eröffnet wurde. Man hatte Feldafing gewählt, ist im ersten Jahresbericht 1934/35 der Schule nachzulesen, fern dem *Trubel der Großstadt, an landschaftlich schön gelegenem Orte, von dem aus aber die Großstadt leicht und schnell zu erreichen* war. 6000 Schüler aus dem ganzen Reich hatten sich für diese Parteischule beworben, 193 Jungen wurden angenommen, die bis zur Planung und Fertigstellung einer neuen Schulanlage in circa 40 beschlagnahmten, gekauften und gemieteten Villen und Anwesen – oftmals jüdischer Eigentümer – untergebracht und unterrichtet wurden.

Renée-Marie erinnert sich plötzlich an Begebenheiten, die sie seinerzeit nicht verstanden und deshalb vergessen hat. 1934 oder 1935 ist eines Tages Max Picard, ein sehr enger Freund ihres Vaters, völlig überraschend vor ihrer Haustür gestanden. Seit Hitlers Machtergreifung war der aus Baden stammende und seit 1918 im Tessin lebende jüdische Arzt, Kulturphilosoph und -essayist nicht mehr bei ihnen gewesen. Fast täglich korrespondieren jedoch Wilhelm Hausenstein und Max Picard miteinander. 1326 Briefe und Karten aus den Jahren 1918 bis 1957 sind

in Hausensteins Nachlass erhalten. Am 23. Oktober 1930 heißt es in einem Brief Picards:
Ich hätte nie gewusst, was das ist: ein Freund sein, wenn Du, Wilhelm, nicht wärest. [...] *um Deiner Freundschaft zu mir willen sehe ich hie und da einem anderen Freund etwas nach, das ich ohne Dich nicht nachsehen würde.* [...] *ich spüre, daß Deine Freundschaft zu mir das Urbild der Freundschaft realisiert* [...]. Am 2. Juni 1932 fragt Picard den Freund: *Was sagst du zu allem, was in Deutschland geschieht? Die Menschen sind wirklich mit Blindheit geschlagen, und ich kann nur annehmen, daß Gott sie mit Blindheit geschlagen hat. Sonst müsste man sich aufhängen. Das Ganze ist auch auf keine Weise rational oder historisch zu erklären. Auch das Phänomen Hitler nicht. Es gibt keinen zureichenden Grund dafür, dass das halbe Deutschland dem Hitler nachrennt. Aber dass die Menschen nicht imstande sind, das Phänomen an sich zu s e h e n: das halbe Deutschland hinter diesem Nichts her! Man darf s i c h auch nicht ausnehmen. Wir, die anderen, sagen auch nicht deutlich genug, was w i r meinen. Das meiste ist ins Aesthetische verschoben und man kann niemandem zumuten, dass er das Wichtige erst sich übersetzt, aus dem Aesthetischen.* [...] *Im nächsten Buch versuche ich noch decidierter zu sein. Ich verrecke halb daran, jetzt schon.*

Picards Bedürfnis, einmal wieder mit Wilhelm Hausenstein persönlich zu sprechen, ist offensichtlich übermächtig geworden, sodass er jegliche Vorsicht außer Acht gelassen hat. Kurz nach Picards Ankunft hört Renée-Marie oben in ihrem Zimmer ein lautes Weinen aus dem Erdgeschoss. Sie stürzt voll Angst die Treppe hinunter. Mit angehaltenem Atem späht sie durch die angelehnte Tür des väterlichen Studierzimmers. In einem Sessel zusammengekrümmt sieht sie Max Picard sitzen, nach dem sie ihren Zweitnamen Maximiliane erhalten hat. Tränen strömen über sein Gesicht. Ihre Eltern knien vor ihm auf dem Boden und bitten den Freund eindringlich, ihnen seine Verzweiflung zu erklären, was sein hemmungsloses Weinen noch verstärkt. Mehr bekommt sie nicht mit, denn plötzlich dreht sich ihre Mutter mit einem verstörten Gesichtsausdruck zu ihr um. Mit einer energischen Handbewegung gibt sie Renée-Marie zu verstehen, dass sie gehen soll.

Als Renée-Marie den Vater fragt, was Max Picard damals so aus der Fassung gebracht habe, erzählt Wilhelm Hausenstein, was sein Freund ihnen schließlich anvertraut hatte. Die Vision von einer Katastrophe ungeahnten Ausmaßes hätte ihn nahezu um den Verstand gebracht. Wieder und wieder habe er, am ganzen Körper zitternd, ausgerufen:

Es ist schrecklich! Was ich kommen sehe, ist schrecklich. Sehr viel später erst hätten ihre Eltern verstanden, dass Max Picard den Leidensweg und die grausame Ermordung der Juden wohl geahnt habe.

Zwei Ereignisse in den Jahren 1935 und 1939 sind Renée-Marie ebenfalls lebhaft in Erinnerung geblieben, die sie und ihre Eltern, allerdings erst im Nachhinein, als Vorboten kommenden Unheils gedeutet hätten.

Am Abend des 17. November 1935 vernehmen sie, die Eltern und ihre Großmutter Clara, die damals bei ihnen lebt, ein knackendes Geräusch in den oberen Stockwerken. Sie vermuten zunächst, dass, wie so häufig, wieder einmal Siebenschläfer unter dem Dach zugange sind. Als die Köchin das Essen hereinträgt, hört sich allerdings das Knacken ungewöhnlich laut an. Ihr Vater stürzt aus dem Zimmer und kurz darauf ruft er: *Bringt Wasser! Der Dachstuhl brennt.* Sie laufen und füllen Wasser in alles, was sie finden können. Als endlich die Feuerwehr eintrifft, weiß aber keiner, wo man den Wasserschlauch anschließen kann. Man müsse, ruft jemand, »den Juden« holen – gemeint ist der Installateur Ferdinand Bustin –, der kenne das Anwesen. In der Zwischenzeit hat man Verstärkung von Starnberg angefordert. Der Dachstuhl brennt lichterloh und dicker schwarzer Qualm macht sich bereits im Erdgeschoss breit. Man vermisst Margot. Wilhelm Hausenstein findet sie im Obergeschoss, wo sie ohnmächtig geworden ist. Der herbeigerufene »Jude« weiß tatsächlich Bescheid, und die Feuerwehrmänner können endlich mit dem Löschen beginnen.

In all dem Durcheinander taucht der Sohn von Dr. Georg Brendel auf, Renée-Maries früherer Klassenkamerad. Günther bietet ihnen als Notunterkunft das Kurhaus seines Vaters an der Hauptstraße an. Sechs Monate bleiben sie dort, so lange dauern die Reparaturarbeiten am Buchenhaus. Niemals konnte geklärt werden, ob das Feuer, bei dem viele im Dachgeschoss aufbewahrte Briefschaften und Manuskripte vernichtet wurden, durch einen Funken aus einem alten Kamin ausgelöst wurde oder ob es Brandstiftung gewesen war.

Was sich vier Jahre später im Jahr 1939 ereignet, ist zwar nicht lebensbedrohlich für die Bewohner des Buchenhauses, aber es erfüllt sie und die Eigentümer, die Familie von Hofacker, gleichermaßen mit Trauer. Wilhelm Hausenstein schildert diese Begebenheit in der sehr subtilen Erzählung »Ein Baum ist gefallen«, die unter seinem Pseudonym »Johann Armbruster« 1940 in dem von Max von Brück herausgegebenen Buch »Im Lauf der Zeit. Arbeiten eines Feuilletons«

erstmals erscheint. Das Pseudonym, unter dem Wilhelm Hausenstein auch häufig in der »Frankfurter Zeitung« schreibt, geht auf seinen Urgroßvater Johann Armbruster zurück: *Flößermeister in Wolfach, auf der Kinzig; ein Mann, nicht kalibriger als ich, aber zehnmal so stark, fällte sich seine Tannen selbst, steuerte das von ihm selbst gebundene Floß an Köln vorbei bis in den holländischen Rhein hinaus und wurde in blauen, auch kaffeebraunen Fräcken gesichtet auf der Postkutsche nach Paris, wenn er »heimfuhr« (Holland – Paris – Wolfach).*

Hausenstein beginnt seine Erzählung damit, dass er an einem milden Frühlingstag 1939, unlustig am Schreibtisch sitzend, plötzlich *ein unverständliches Rauschen* [hört]. *Es erhob sich hinter mir im Freien und tat, als käme es von Strömen aus lauter Seide, von Kaskaden aus Taft. Wie wenn man sich aber in Augenblicken unvermittelter Gefahr durch behende Zusammenfassung und Wendung der Sinne, der Begriffe über einen rätselhaften Vorgang schnelle Rechenschaft gibt, so machte sich's auch da: nach zwei Sekunden war mir gewiß, das Rauschen könne bloß von der gewaltigen Buche herrühren, welche den Garten und das Haus beherrschte. Vom Augenblick solcher Besinnung an hätte man auf drei zählen können, da folgte dem Rauschen, das auch dem Geflüster eines ungeheuren Chores ähnlich war, erst ein ansetzendes Ächzen und Röcheln, dann ein kurzes, verendendes Stöhnen – so stark zwar nur, daß ich es, im Aufspringen und erschreckten Hinschauen, für das Krachen eines niederbrechenden Astes nehmen wollte. Doch lag, als ich am Fenster ankam, weggestreckt der gesamte riesige Baum darnieder!* […] *Ich stand entsetzt – und freilich auch im ersten Augenblick schon sanfter verwundert, darüber nämlich, daß eine so gewaltige Buche eines doch so gelinden, so raschen, ja beiläufigen Todes zu sterben vermöge, der eigentlich gar kein Wesen von sich gemacht habe, obwohl die hingeschleuderte Krone, der geknickte Schaft nun mit kolossalischer Fruchtbarkeit unter unbarmherzig mattblankem Tage lag. Der Ton, mit welchem die Buche ihr Leben gelassen hatte, war kein greller Aufschrei gewesen, kein Getöse, kein Donner, vielmehr, in der Hauptsache wenigstens, ein außer allem Verhältnis mäßiges Aufseufzen junger Blätter: wie eine Sourdine* [Dämpfer bei Musikinstrumenten] *hatte es den Knack des Berstens gedämpft.* […] *Ich machte den Gang um die gefallene Blätterkrone, und es war ein weiter Weg, voll schmerzlichen Staunens darüber, daß etwas so Lebendiges wie all dieses aufschäumende Laub nun schon dem Reich des Abgeschiedenen zugehöre. Und freilich hatte der Tod auch da noch sein besonderes Grauen. Die Luft um den Bruch des Stammes herum – über der Wurzel war er geborsten – hatte*

einen Geruch angenommen, in dessen Kreis zu treten ich mich unwillkürlich erst hütete: es ging ein Dunst von der Wunde aus, der an den Gestank erinnerte, den aufgegrabene Erde über einer verletzten Gasleitung entsendet. Als ich der zerrissenen Stelle dennoch näher trat, da drang der missliche Gruftgeruch mit unerträglicher Heftigkeit auf mich ein – die Wurzel aber, über welcher der Stamm gebrochen und in seinem gelblich, auch rosa leise angetönten Fleisch wüst zerspellt war, stak in der Tiefe so schwarz wie Kohle oder wie ein fauler Zahn. […] *Wie, wenn ich unter der weit ausladenden Buche, was ich so gern zu tun pflegte, im Rasen gelegen wäre? Aber die alte Buche hatte es auf keinerlei Zerstörung abgesehen. Genau so war sie gestürzt, wie sie mußte, wenn sie nichts Lebendes verletzen wollte;* […].